MODE

Falten mit Zukunft

Wie wird ihr Kleid aussehen? In der Nacht vor der Hochzeit sickerte durch, dass der Auftrag an das britische Modehaus McQueen ergangen war. Und als Kate am 29. April um Punkt elf Uhr vor der Westminster Abbey aus dem Rolls-Royce stieg, um Prinz William zu heiraten, bot sie ein königliches Bild. Bye-bye, Diana-Spitzenkitsch, bye-bye, Queen-Elizabeth-Broschen-Chic. Hier wurde ein Kleid präsentiert, bei dem sogar Karl Lagerfeld im Fernsehen kurz das Sticheln und Lispeln verging. Die Robe hatte genau jenes gewisse Etwas, für das die Marke seit je berühmt ist. Gründer Alexander McQueen, der sich Anfang 2010 das Leben nahm, hatte in seinen Entwürfen stets der kurvigen weiblichen Schönheit gehuldigt. Niemand könne ihm, dem Genie, nachfolgen, glaubte die Modebranche. Auch Sarah Burton, die zur neuen Kreativchefin des Hauses befördert worden war, traute es niemandem zu. Und nun stand da unter dem Torbogen der Krönungskirche britischer Monarchen kurz vor der Zeremonie eine Frau mit blondem strähnigem Haar und ordnete die schweren Falten des langen Rocks. Burton, 37, hatte für Catherine Middleton ein Brautkleid entworfen, das aus der Tochter einer ehemaligen Stewardess und eines Partyartikelhändlers eine Modekönigin machte und aus der totgesagten Marke Alexander McQueen ein Modehaus mit Zukunft.

AGENCY PEOPLE IMAGE / ALPHA PRESS

William, Catherine

THEATER

Alles Fritsch!

Das Regie-Wunderkind des Theaterjahrs 2011 ist 60 Jahre alt und heißt Herbert Fritsch. Bekannt wurde der gebürtige Augsburger einst als Schauspieler an Frank Castorfs Volksbühne und als Experimentalfilmer. Beim Berliner Theatertreffen aber hat Fritsch mit gleich zwei Inszenierungen abgeräumt – weil er dem deutschen Stadttheater eine lange verlorengegangene Tugend wiedergeschenkt hat: Humor. Bei Fritsch ist er meistens laut und slapstickhaft und grell geschminkt, fürs Theatertreffen hatte er eine Spaßversion von Ibsens Ehedrama „Nora“ aus Oberhausen und einen Schnelldurchlauf durch Hauptmanns „Biberpelz“ im Gepäck. Ist er stolz darauf, das deutsche Regietheater aus einer schlimmen Verkrampfung erlöst zu haben? „Ja, ich verstehe mich als Erlöserregisseur, ich mache Heiltheater, Wunderheiltheater“, sagt Fritsch, der Theatermann des Jahres. „Selbst mein eigenes Leben und meine Arbeit haben sich durch meinen unerwarteten Erfolg komplett verändert. Ich wache anders auf, ich gähne anders, ich frühstücke erhobenen Hauptes. Ich arbeite jetzt ganz ohne Angst und beglücke meine Umwelt mit schlauen Sprüchen.“ Dass ihn ausgerechnet der Regisseur Claus Peymann trotzdem zornig als Regie-Nichtskönner schmähte und ihm die Rückkehr zur Schauspielerei empfahl, gibt Fritsch zu denken: „Ich nehme diesen Rat sehr ernst. Aber wenn, dann spiele ich nur unter mir oder unter ihm.“

Fritsch

JENS KALAENE / PICTURE ALLIANCE / DPA

GESPRÄCHSTHEMEN

Von Dänen und Drachmen

Über lange und schöne Jahrzehnte konnte der mäßig gebildete Mensch Gespräche über das Geld im Wesentlichen mit zwei Einsichten bestreiten. Für die Linke gab es Brecht – „Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ –, für alle anderen Nestroy: „Die Phönizier haben das Geld erfunden, aber warum so wenig?“ Beides ist wahr und hat sich nicht geändert. Durch die Stümperei weiter Kreise aber, die sich Spezialisten nennen, und durch die fatale Umlenkung der menschlichen Gier von den schönen Dingen des Lebens, die billig zu haben sind (Sex, Kakao, Fußball), auf das Abstraktum Geld, ist eine schwere Unordnung entstanden, die inzwischen auch die Gesprächskultur verdirbt. Eigentlich zurechnungsfähige und freundliche Menschen fallen einem „Diskurs“ zum Opfer, in dem mit ernster Miene und gekräuselter Stirn über Euro-Bonds, Notkredite und Staatsverschuldung geschwurbelt wird, und das blamierte Expertentum übernimmt, statt sich leise weinend wegzuwinseln, die rhetorische Herrschaft. Dabei hat jeder, der einmal in Athen um Luft gerungen hat oder in Apulien am Strand röstete, natürlich gewusst, dass es ganze Volkswirtschaften in Europa gibt, die lange ohne fiskalische Ordnung funktioniert haben. Man kann aus einer Drachme keinen Dänen machen, und warum sollte man auch? Nun löffeln wir die Moussaka aus. Leichter würde es fallen, wenn die Tischgespräche, wie früher, aus Kunst, Kabale und Krankheiten bestünden. Über das Geld gibt es nichts Neues zu sagen. Es gibt zu viel davon, und wer damit spielt, wettet oder Handel treibt, möge sich schämen und, vor allem, schweigen.